



Unverkäufliche Leseprobe
Nicht zum Weiterverkauf bestimmt

KAPITEL 1

Blutiger Schnee



Emile

8. Februar 1807- Preußisch Eylau

„Wo zum Henker bleibt dieser verfluchte, Ney!“, hörte ich Colonel Schobert brüllen, als ein Bote uns nach stundenlangem, aufreibendem Feuergefecht gegen die Russen erreichte.

Das gesamte Schlachtfeld lag noch immer im tiefsten Schneetreiben, sodass ich meine Leute, die kaum fünfzig Fuß entfernt standen, nur als vage Schatten wahrnehmen konnte. Auch die Russen, die uns mit gezielten Salven deutlich besser in Schach hielten, als wir anfangs vermutet hatten, verschwanden immer wieder hinter einer weißen Wand. Umso entsetzlicher war dann das Aufflammen ihrer Mündungsfeuer, die riesige Lücken in unsere Reihen rissen.

Welchen Erfolg unsere Erwidrerung hatte, konnten wir hingegen nicht ausmachen. Fast mechanisch feuerten wir Salve um Salve auf den unsichtbaren Feind. Ich hörte nichts als das ohrenbetäubende Donnern unserer Musketen und unserer Artillerie, die jedoch seltsam dumpf im Schneetreiben verhallten. Die Luft war erfüllt von dem Rauch der Kanonen und dem Gestank nasser Wolle und Eisens.

Seit den Mittagsstunden lagen wir in einem erbitterten Feuergefecht, doch- und das hatte ich so noch niemals erlebt- die Russen standen unerschütterlich auf ihrer Position. Sie rückten kaum vorwärts, doch selbst unsere Vorstöße ließen sie kaum weichen. Es war, als würde man gegen eine Mauer aus dunkelbraunen und dunkelgrünen Uniformen anrennen.

Inzwischen war es beinahe achtzehn Uhr und es dämmerte. Was geschah, wenn wir bis dahin keinen nennenswerten Erfolg erzielt hatten, konnte ich nur errahnen. Schon jetzt waren wir am Ende unserer Kräfte. Die Kälte zog alle Kraft aus unseren Gliedern. Immer häufiger zündeten unsere Musketen nicht, weil das Schießpulver feucht wurde.

Doch immer wieder drängte uns unser Lieutenant Jeandin dazu, nicht nachzulassen und den Angriff unserer Füsilierkompanien abzusichern. Immer wieder hieß es nachladen und ins weiße Nichts feuern. Dabei ging Jeandins Stimme zunehmend im Wetterchaos unter. Jedoch sah ich sein Gesicht und sein Ausdruck ließ mich ihm wie schon so viele Male zuvor voller Vertrauen in die Schlacht folgen. Jeandin war einer der erfahrensten Offiziere unseres Regimentes und ich bewunderte seinen Mut. Niemandem anderen hätte ich so bereitwillig mein Leben anvertraut.

Neben mir traf eine Musketenkugel einen meiner Kameraden mitten in die Brust. Er machte ein seltsam würgendes Geräusch, spuckte Blut und sank tot zu Boden, woraufhin der hinter ihm stehende Soldat augenblicklich an seine Stelle rückte und die Lücke schloss- es war mein jüngerer Bruder Etienne.

Wen es erwischte, der konnte nur hoffen, sofort tödlich getroffen zu sein, denn viele, das wussten wir, würden in der Eiseskälte sterben. Verwundet und vergessen.

Colonel Schobert winkte unseren Capitaine Chavenne, der uns Grenadiere wie befohlen bislang als Reserve weitestgehend zurückgehalten hatte, zu sich und die beiden tauschten einige kurze Worte.

Ich wischte mir mit dem Handrücken ein paar Tropfen geschmolzenen Schnees von der Stirn, denn sobald der Angriff begann, musste ich klare Sicht haben. Meine Beine schmerzten und nach dem langen Gefecht in der Eiseskälte fühlte ich mich wie zerschlagen, doch nun kam unsere Stunde. Wir Grenadiere sollten es sein, die mit der Unterstützung der nach langem Warten eintreffenden Truppen General Neys einen Durchbruch auf der rechten Flanke erzielen sollten.

Mein Blick glitt zu meinem jüngeren Bruder Etienne, der mit wild entschlossener Miene dastand und auf den erneuten Feuerbefehl unseres Lieutenants wartete.

In diesem Augenblick wendete Colonel Schobert sein Pferd, welches auf dem eisigen Untergrund beinahe ausglitt, und trieb es mit blank gezogenem Säbel an der Reihe unseres Regiments vorbei, um sich seinen Leuten zu zeigen. Dabei stimmte er unseren Schlachtruf an. „Es lebe der Kaiser!“, woraufhin ihm die Antwort lauthals aus hunderten von Kehlen entgegenfuhr und wir mit blanken Bajonetten gegen den Feind vorrückten. Rasch färbte sich der Schnee mit dem Blut gefallener Russen.

„Antreten!“ Die Stimme meines Lieutenants hallte dumpf über das kahle Feld, auf welchem wir uns eingefunden hatten. Seine Stimme klang kratzig von Kälte und Anstrengung. Er hustete und spuckte neben sich aus.

Es war der Nachmittag nach der Schlacht. Wir hatten uns gesammelt und eine kurze Aufstellung des entstandenen Schadens gemacht. Unsere Verluste waren gewaltig, nachdem uns die russische Artillerie zusammengeschossen hatte. Im Zentrum unserer Armee und auf der linken Flanke, auf der unser Kaiser einen Entlastungsangriff befohlen hatte, sah es noch schlechter aus. Die russische Artillerie hatte sich wieder einmal als die beste unserer Zeit erwiesen, die Unerschütterlichkeit der russischen Infanteristen, keinen Deut vor uns zurückzuweichen, hatte ihr Übriges getan. Dann hatte Marschall Augereau mit seinen Leuten im dichten Schneetreiben auch noch die Orientierung verloren und war geradewegs vor die Mündungen von fast siebzig russischen Kanonen gelaufen.

Auch das 14. Regiment, welches mit Mühe die Stellung gehalten hatte, wurde bei Eylau eingeschlossen und schaffte es nur knapp, einige wenige Leute und seinen kostbaren Adler zu retten. Am Ende waren die Kampfhandlungen mit Einsetzen der Dunkelheit eingestellt worden und die Feinde zogen sich unvollendeter Dinge zurück.

Allein von meiner Caporalschaft standen nur noch mein Bruder Etienne und ich, während sieben weitere mehr tot als lebendig im Lazarett lagen und zwei weitere den Tod auf dem eisigen Schlachtfeld gefunden hatten.

Auch mir schmerzte noch immer jede Faser meines Körpers. Der Streifschuss an meiner Schulter war verbunden worden und ich hatte einige Schlucke Cognac gegen den Schmerz getrunken, der mich zudem wenigstens in den Anfangsminuten auf dem verschneiten Acker, auf dem unser Lieutenant hatte antreten lassen, wärmte.

„Was würde ich jetzt dafür geben, bei einem Kaffee am Lager zu sitzen.“ Etienne stand schlotternd neben mir, er stieß seinen Atem in dichten, weißen Dampfwolken aus, dass er an einen Drachen erinnerte. In der Schlacht hatte er im allgemeinen Chaos seinen Tschako verloren und den Fourier an diesem Morgen um einen neuen bitten müssen, was ihm einen weiteren Tadel unseres Vorgesetzten eingebracht hatte. Immerhin war unsere Ausrüstung gerade erst erneuert worden und sein Tschako hätte die nächsten zehn Jahre aushalten müssen.

Unter uns und unseren Kameraden herrschte die Ansicht, dass wir Glück gehabt hatten. Die Schlacht war ein Desaster gewesen. Abgefangene Befehle, falsch ausgeführte Attacken, der Plan unseres Kaisers war erstmals nicht aufgegangen. Noch niemals zuvor hatte ich vor einem Feind gestanden, der seine Position so beharrlich gehalten hatte, wie die russische Infanterie in diesen Tagen.

Doch Lieutenant Jeandin zürnte, denn man hatte ihn öffentlich über unser Versagen gerügt. Das war nichts, was dieser Mann auf sich sitzen ließ. Nachdem wir geholfen hatten, die letzten Toten und Verwundeten vom Schlachtfeld zu bergen, ließ er uns nun zum Exerzieren antreten, während erneutes Schneetreiben einsetzte und die Temperatur nur knapp über dem Gefrierpunkt lag.

Jeandin, ein Riese von einem Mann mit verblasstem Haar und tiefliegenden Äuglein, trat in diesem Augenblick mit festem Schritt auf das Feld, als ein Bote auf ihn zutrat und ihm ein Schriftstück überreichte.

„Bestimmt der Marschbefehl.“ Ich schnaubte bitter. Inzwischen stand ich seit zwei Jahren in der Armee des Kaisers, seit diesem Winter gehörten Etienne und ich zu den Grenadiern. Dennoch waren wir der ständigen Märsche zu wechselnden Kriegsschauplätzen unseres Kaisers inzwischen überdrüssig geworden. Das, was wir uns vom Soldatenleben erhofft hatten, hatte sich bislang kaum erfüllt. Nicht einmal den versprochenen Sold erhielten wir regelmäßig.

„Solange es nur nach Westen geht...“ Etienne stieß mich unauffällig an. Er selbst hatte eine Platzwunde am Kopf erlitten, doch wie auch ich das Massaker vor den russischen Kanonen weitgehend unbeschadet überstanden. Grinsend fuhr er sich mit seinem Handschuh über die rotglühende Nase. Sein Blick traf unseren älteren Bruder Edmond, der als Sergent in unserer Einheit diente. Wie meist stand er mit mürrischer Miene bis zu den Ohren versunken in seinen Wintermantel, für den er tief in die Tasche hatte greifen müssen, am Rande unserer Linie und würdigte uns keines Blickes.

„Heute Abend können wir ihn fragen“, bemerkte ich und versuchte meine verkrampften Schultern zu entspannen. Die Muskete in meinen Händen fühlte sich bleischwer an, die Munitionstasche und der Tornister aus Ziegenfell zerrten an meinem schmerzenden Rücken.

„Als würde der uns etwas erzählen. Für ihn sind wir nicht existent.“ Etienne seufzte und wahrscheinlich hatte er recht. Edmond hatte sich an diesem Morgen nicht einmal erkundigt, ob wir beide überlebt hatten. Als Erster von uns Dreien war er vor inzwischen fast zwölf Jahren zur Armee gegangen und wurde wegen Tapferkeit zu den Grenadiern befohlen, wo er rasch zum Sergent aufstieg-etwas, wofür wir Jüngeren ihn beneideten. Wir saßen damals noch bei Brotkanten und schmutzigem Wasser in unserer Wohnung im Faubourg Saint-Marcel, einem der Elendsviertel von Paris. Vater war Glaser gewesen und hatte ein gutes Einkommen gehabt, doch nachdem er starb, blieben wir mittellos zurück. Unsere Mutter Laurette, Edmond, der zur Armee ging, mein jüngerer Bruder Etienne und ich. Anfangs überlegte ich, das Geschäft Vaters zu übernehmen, denn ich hatte sein Handwerk die ersten Jahre gelernt, doch dann zog es mich auf der Suche nach Geld und einem Weg aus diesem Elend zur Armee. Etienne folgte mir sobald es ihm erlaubt war- mit gefälschten Papieren, um früher in die Armee eintreten zu können.

„Sobald ich wieder Gefühl in den Fingern habe, sollten wir Mutter schreiben. Sie wird sich ängstigen, wenn sie von der Schlacht hört. Sie sorgt sich doch immer um ihr Nesthäkchen.“ Ich grinste Etienne an, um ihn ein wenig von der Kälte abzulenken.

Anfangs war ich gar nicht begeistert gewesen, dass mein kleiner Bruder, dessen Aufsicht mir seit frühesten Kindertagen auferlegt worden war, während Vater entweder arbeitete und soff und Mutter anderweitig Geld verdiente, zur Armee kam. Niemals ließ ich ihn aus den Augen, denn ich fürchtete, dass der raue Umgang unter meinen Kameraden ihm nicht bekommen würde. So war ich wohl strenger mit ihm, als unsere Vorgesetzten es jemals sein würden. Doch ich wusste, wenn er starb, dann überlebte meine Mutter die Nachricht nicht. Während Edmond Vaters erklärter Liebling gewesen war, verzärtelte sie ihren Jüngsten.

„Schreiben wir ihr, dass die Gauvain-Brüder wieder einmal von der Hölle verschmäht wurden.“ Etienne erwiderte mein Grinsen, das die Sommersprossen, die wir drei allesamt von Mutter geerbt hatten und das ganze Jahr über zur Schau stellten, auf seinem Nasenrücken tanzten. Inzwischen ließ auch er sich einen Schnurrbart stehen, was für mich noch recht gewöhnungsbedürftig aussah.

„Wir schreiben eher, dass wir leben, du wie ein langhaariger Zottel aussiehst, und wir nach all den Tagen in der Eiseskälte unseren nicht vorhandenen Sold versoffen haben, um nicht zu erfrieren.“ Ich hob vielsagend die Augenbrauen, woraufhin Etienne kurz nach seinen dunkelbraunen Haaren tastete und schließlich die Augen verdrehte.

„Was man dem alten Jeandin wohl Feines schreibt...“ Guy Beaublet, der zu meiner Rechten stand, wippte leicht auf den Fußball hin und her. Er war einer unserer älteren Kameraden und derjenige gewesen, der mich nach der mehr als dürftigen Grundausbildung in das Leben als Soldat eingewiesen hatte. Aber er hatte recht: Es war in der Tat ungewöhnlich, dass Jeandin uns so lange herumstehen ließ,

wo er Untätigkeit doch so sehr verabscheute. Doch noch immer stand er da, vertieft in sein Schreiben. Er, der ansonsten niemals aus der Ruhe zu bringen war, war leichenblass geworden.

Hinter uns ertönte ein leises Glucksen. „Wahrscheinlich hat er gerade erfahren, dass sein Weib sein Konto geplündert und bei den besten Schneidern der Hauptstadt einkaufen war. Madame hat wie allseits bekannt Spaß am Ausgeben seines Solds.“

„Als Lieutenant dürfte das nicht allzu viel sein“, gab Etienne leise zurück, woraufhin ich mir ebenfalls ein Lachen verkneifen musste.

Dard, ein weiterer Soldat aus meiner Kompanie, der neben Beaublet stand, schien sich ebenfalls königlich zu amüsieren. „Oder er hat erfahren, dass sein feines Töchterchen einen der Unteroffiziere aus dem Depot in Paris ehelichen will. Dieses gemeine Pack, mit dem ein Jeandin sich im Leben nicht einlässt.“

„Oh, pfui, du alte Tratschtante!“ Etienne grinste mich an. Als ich wie so oft nichts zu alledem gesagt hatte, stieß er mich leicht an.

„Was ist deine Theorie, Emile?“

Ich verdrehte die Augen. Von Tratsch hielt ich wenig und ich schätze Jeandin. Ihm hatten wir es immerhin zu verdanken, dass wir am gestrigen Tag nicht zur Gänze untergegangen waren. Auch wusste ich, welchen Stellenwert die Familie für meinen Vorgesetzten hatte. Ein Bildnis seiner Frau und seiner Tochter schleppte er von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Dabei hatte besonders seine Tochter, ich meinte, dass ihr Name Helene war, einen Sonderstatus. Irgendwo hatte ich gehört, dass er auch noch einen Sohn hatte, der in Brienne studierte, aber das konnte auch wieder nur Getratsche gelangweilter Soldaten sein. „Wahrscheinlich Nachricht von unserem Kaiser. Dass Jeandin uns zum Dank eine Extra-Ration Schnaps und Fleisch ausgeben lassen soll.“

„Emile, du denkst immer nur ans Essen.“ Etienne lachte, so sehr, dass er sich verschluckte und sich mit Tränen in den Augen über die Halsbinde ging, um sie ein wenig zu lockern.

In diesem Augenblick jedoch sah Jeandin auf und mir kroch eine weitere Gänsehaut den Rücken hinauf. Um eine zusätzliche Ration Schnaps war es in dem Schreiben gewiss nicht gegangen, so kalt und tot war sein Blick mit einem Male. Etwas darin alarmierte mich und ich tippte meinen Bruder an, sofort ruhig zu sein, um nicht den Unwillen unseres Kommandanten auf uns zu ziehen.

In diesem Augenblick gab Jeandin den Befehl, Haltung anzunehmen. Was auch immer in seinem Befehl gestanden hatte, seine ohnehin beschissene Laune hatte es nicht gehoben. Sein Mund wirkte verkrampft, die Falten um seinen Mund hatten sich noch tiefer gegraben, er streckte den Rücken noch energischer durch, als er es ohnehin meist tat und befahl uns dann im dichtesten Schneetreiben unsere wärmenden Überhosen auszuziehen und so Aufstellung zu nehmen. Diese Überhosen trugen wir, um unsere guten weißen Beinkleider auf dem Marsch und beim Exerzieren nicht zu ruinieren. Gleichzeitig wärmten sie uns in dieser Kälte zusätzlich. Nicht wenige von uns sahen sich entsetzt an, doch natürlich widersprach niemand. Edmond, der neben Jeandin stand, hob kurz irritiert über den Befehl die Augenbrauen und zog fast demonstrativ seinen Mantel höher. Wir einfachen Soldaten standen währenddessen schlotternd in unseren guten Uniformhosen in der Kälte.

Was auch immer Lieutenant Jeandin die Laune derartig verhaselt hatte, er ließ es gehörig an uns aus. Geschlagene zwei Stunden ließ er uns in der Eiseskälte exerzieren, was zwar gegen die klammen Gliedmaßen half, jedem von uns jedoch die Reste jedweder Kräfte beraubte. Zu Beginn ließ er uns die Standardbefehle wiederholen, ließ uns Kolonne und Linie bilden, danach kümmerte er sich um die Handhabung unserer Musketen. Jede Handbewegung musste in der Schlacht schließlich perfekt sitzen. Er ließ uns Laden und Feuern in dreigliedriger Linie üben, wobei einer von uns abwechselnd kniend laden und schießen musste, was besonders anstrengend war. Es war unhandlich, Pulver und Kugel in den Lauf zu bekommen, wenn man nicht stand. Dazu war das Gewicht der Muskete in dieser Haltung gefühlt doppelt so groß. Normalerweise waren das Routineabläufe, doch angesichts der Tatsache, dass wir allesamt angeschlagen waren und in der Eiseskälte keinen oder nur wenig Schlaf gefunden hatten, war diese Übungseinheit kaum zu ertragen.

Dass wir allesamt erfahrene Männer, noch dazu Grenadiere, also eine Eliteeinheit des Kaisers, waren, schien ihn dabei nicht zu interessieren. Diese Exerziereinheit hatte keinen Übungscharakter, sondern

diente nur dazu, uns zu bestrafen. Das war eine neue Erfahrung, die wir mit Jeandin machen mussten, denn bislang hatten wir ihn als sehr strengen, aber stets gerechten und umsichtigen Kommandanten erlebt. Wer unter Lieutenant Armand Jeandin diente, wusste, dass er einem fähigen Mann zugeteilt worden war. Er sorgte dafür, dass wir stets gut mit Lebensmitteln und Kleidung versorgt waren, dass wir unsere Ration mit als Erste erhielten. Die hygienischen Zustände waren in den letzten Jahren so fern der Heimat immer schlechter geworden, doch Jeandin, der es nicht einsah, seine wertvollen Männer an den Typhus oder die Schwarze Ruhr zu verlieren, achtete stets darauf, dass unsere Lager und unsere Unterkünfte makellos waren.

Er war streng, das kann man nur wiederholen. Pedantisch, was die Ausführung mancher Befehle anging, und schrecklich ehrgeizig. Doch er wusste, was zu tun war, wie diese Ziele zu erreichen waren, ohne dass er seine Männer überstrapazierte. Schließlich bedeutete übermäßiges Exerzieren auch Verschleiß an Mann und Material. Die Schuhe mussten rascher wieder mit Nägeln beschlagen werden, die Männer benötigten mehr Lebensmittel und längere Ruhezeiten. Daher hatte er einen guten Mittelweg gefunden, uns als erste der vier Grenadierkompanien der 3. Linie besonders gut auszubilden. Wir waren das Aushängeschild des Regimentes, etwas Besonderes. Die Elite innerhalb der Elite.

Doch an diesem Tag fühlten wir uns allesamt, obwohl wir gestandene Männer waren, wie Schullümmel, die nach einer Missetat bestraft wurden. Wobei ich mir nach den zwei Stunden wünschte, dass er mich einfach übers Knie gelegt hätte.

Erst als ein paar von uns ins Stolpern gerieten und wir vor Schmerz in den Händen kaum mehr die Muskete halten konnten, schien er Gnade mit uns zu haben. Mit finsterner Miene und hinter dem Rücken verschränkten Armen ging er die lange Reihe seiner Grenadiere entlang und blickte jedem von uns ins Gesicht.

„Der Stolz unseres Bataillons...“, bemerkte er kalt, als er kurz vor mir zum Stehen kam. „Ist nichts als eine Reihe tumber Milchgesichter, die sich beim Anblick des Feindes wie die Kleinkinder eingeknast haben!“ Er blieb geradewegs vor uns stehen und sein strenger Blick heftete sich auf meinen jüngeren Bruder, der neben mir im Glied stand. „Nur noch übertroffen von einer Reihe feiger Schweine, die es nicht wert sind, für unseren Kaiser zur Waffe zu greifen.“ Er trat langsam auf Etienne zu, der an ihm vorbei mit geradem Blick in die weiße Hölle blickte, die sich um uns her zusammenbraute.

„Ich glaube, meine Jungen haben vergessen, welche Werte wir hochhalten. Welche Ehre es ist, das Scharlachrot der Grenadiere des Kaisers zu tragen.“ Jeandin packte Etienne unversehens am Kragen und zerrte ihn zwei Schritte vorwärts. Dann befahl er Edmond, dies mit acht weiteren unserer Kameraden zu tun. Edmond zählte einfach ab. Nicht, dass man ihm persönliche Motive nachsagte.

„Machen wir es spielerisch, meine Herren. Damit auch der Letzte von Ihnen wieder versteht, dass wir den Preußen und Russen nicht entgegengetreten sind, um uns die Stärke ihrer Artillerie vor Augen führen zu lassen, danach mit eingezogenem Schwanz heimzumarschieren, um uns bei unseren Weibern auszuheulen.“

Er nickte Edmond zu, der mit ausdrucksloser Miene die neun Männer in Reihe aufstellen ließ und ihnen befahl, ihre Musketen zu laden.

„Wir erhöhen den Schwierigkeitsgrad, meine Herren. Mal sehen, wer von diesen armen Seelen die Muskete am längsten im Anschlag halten kann, ehe ich den Feuerbefehl gebe. Wer zuerst absetzt, erhält ein zusätzliches Gewicht und wir starten von vorne.- Oh, dafür brauche ich noch Assistenten.“ Er ließ seinen Blick über unsere Reihe gleiten. „Gauvain, Beaublet und Dard, Sie sehen mir allesamt danach aus, als wären Sie noch nicht ausgelastet genug!“

Beaublet, Dard und ich traten augenblicklich vor, doch etwas in meinem Blick ließ meinen Kommandanten offenbar an meinem Willen, diesen Befehl auszuführen, zweifeln.

„Was schauen Sie mich so konsterniert an, Gauvain? Wissen Sie nicht, was Steine sind, oder möchten Sie an dem Drill teilnehmen?“, bellte er, woraufhin ich zusammenzuckte.

„Mach, was er sagt, wenn du nicht auch Ärger haben willst.“ Etienne verdrehte die Augen und schob mir seinen Tornister zu. Schweißperlen standen ihm ohnehin schon auf der Stirn, doch als er nun seine Muskete von der Schulter zog und Haltung annahm, schnappte er unwillkürlich nach Luft. Ich zögerte noch immer, woraufhin er mich tadelnd ansah. „Du musst mich nicht schützen, Emile.“

„Es ist unrecht.“ Ich ließ den ersten Stein in den leeren Tornister meines Bruders krachen. „Du bist kein Feigling. Das hier ist unverhältnismäßig.“

„Wenn es dem alten Jeandin gefällt?“ Etienne seufzte und fuhr sich über die blassen Wangen. So abgeklärt und tapfer er nun tat, war er nicht. Man sah ihm die Strapazen des vorherigen Drills an. Seine Finger zitterten, als er die Schuppenkette seines Tschakos unter seinem Kinn schloss und sich mit einem schmutzigen Taschentuch, auf dem ich eine der kitschigen Stickereien von Mutter erkannte, den Schweiß von der Stirn wischte. „Ich bin kein Feigling und da soll er meckern und schimpfen und strafen, wie er will. Mich zwingt er nicht in die Knie. Dich auch nicht.“

„Lass mich für dich gehen. Du bist noch von der Schlacht erschöpft.“ Während ich noch eine Handvoll Steine in den Tornister schaufelte, sah ich über die Schulter zu Jeandin hinüber, der mit zufriedener Miene beobachtete, wie wir die Strafe seiner Opfer vorbereiteten.

„Dann demütigst du mich mehr, als er es je könnte.“ Etienne tastete nach seiner Wasserflasche und leerte sie in einem Zug. Dann fuhr er sich mit der flachen Hand über seine Brust. Offenbar schmerzte es ihn. Nervös zerrte er an seiner Halsbinde.

„Was ist mit dir?“ Ich packte ihn an der Schulter, woraufhin er sich mir mit einem gequälten Laut entzog.

„Nichts. Hat mich gestern wohl doch ärger erwischt, als ich dachte. Nachher melde ich mich beim Caporal krank.“ Etienne zuckte mit den Schultern, stand auf, straffte den Rücken und ließ sich von mir den schweren Tornister auf den Rücken heben.

Das Schneegestöber nahm noch zu, als sie Männer mit den bereits gefüllten Tornistern Aufstellung nahmen. Jeandin selbst ließ es sich nicht nehmen, den Soldaten die Befehle zu geben. Schlotternd vor Kälte, die noch unerträglicher wurde, als wir nach dem harten Drill, bei dem wir entsetzlich geschwitzt hatten, nun schier regungslos über Minuten im Schnee ausharren mussten.

Eine Muskete wog nicht gerade wenig, sie dann allerdings im Anschlag zu halten, machte es noch einmal schwieriger. Besonders mit aufgesetztem Bajonett, welches den Schwerpunkt noch einmal verlagerte. Den Besten von uns gelang es etwa fünfundvierzig Sekunden. Den meisten gerade einmal eine halbe Minute und diese kam einem wie eine halbe Ewigkeit vor, besonders, wenn man, wie jetzt, das Gefühl hatte, dass einem die Finger an den Metallteilen festfrozen.

Beim ersten Durchgang- ich zählte mit- schafften die jungen Kerle es allesamt über diese dreißig Sekunden. Als der Erste nachgab, ließen die anderen mit einem erleichterten Seufzen die Waffen sinken, während dem Verlierer ein weiterer Stein in den Tornister gewuchtet wurde.

Wieder wurde Aufstellung genommen, wieder angelegt und dieses Mal war es Etienne, der zuerst nachgab und dafür mit zusätzlichem Gewicht „belohnt“ wurde. Die folgenden zwei Runden hielt er sich wacker, danach jedoch war er wieder derjenige, der zuerst aufgab. Alles in allem war ich verwundert, wie lange die Jungen dieses grausame Spiel aushielten. Ebenso war ich jedoch überrascht, wieso keiner der anwesenden Unteroffiziere seine Bedenken über diese Maßregelung aussprach. Sie alle- Sergeanten, wie Sous-Lieutenants- standen regungslos in einer Reihe am Rande und sahen zu, wie Jeandin sich seine Art von Genugtuung verschaffte.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis einer der Männer zusammenbrechen musste. Sie alle kämpften bereits anständig. Sie alle hatten puterrote Gesichter, fuhren sich über den schweißnassen Kragen und mehr als einmal boten wir ihnen in einer dieser kurzen Phasen Wasser und etwas Schnaps an. Etienne hingegen war seltsam blass, seine Lippen waren bläulich- wohl, weil ihm der Schnaps, den wir zuvor getrunken hatten, nun die Wärme entzog.

Bei der nächsten Runde hatte ich längst aufgehört die Sekunden mitzuzählen, sondern war in ein stummes Gebet verfallen. Irgendwann ertrug ich die Folter nicht mehr und trat ohne Erlaubnis vor. Da ich wusste, dass Jeandin mich nicht beachten würde, sprach ich meinen Bruder Edmond geradewegs an.

„Mon Sergent, mein Bruder wurde in der Schlacht gestern verwundet und ich sehe, dass er morgen marschuntauglich sein wird. Ich bitte Sie daher, seinen Platz in diesem Drill einnehmen zu dürfen!“,

erklärte ich ihm und sah ihm aufrecht in die Augen, in der Hoffnung, dass meine Entschlossenheit den Anstoß geben würde, diese unverhältnismäßige Maßregelung sofort zu beenden.

Auch Jeandin hielt inne, doch zu einer Antwort von ihm kam es nicht, denn in diesem Moment rief einer der neun Soldaten, entsetzt: „Mensch, was ist denn mit dir, Gauvain, bist du betrunken?“

Ich fuhr herum und sah Etienne, der sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte. Er tat ein paar Schritte, richtete seinen Blick voller Schreck über seinen Zustand auf mich und torkelte- in der Tat wie ein Betrunkener- auf mich zu. Doch er kam keinen Schritt weit. Seine Muskete glitt ihm aus den Händen, fiel auf den gefrorenen Boden und das Geräusch sagte mir, dass etwas darin zerbarst. Doch das war mir in diesem Augenblick gleichgültig. Ich starrte nur zu meinem kleinen Bruder.

Etienne verzog das Gesicht, schnappte nach Luft und sank krachend auf die Knie. Keuchend und röchelnd blieb er im feinen Pulverschnee liegen.

Es war mir gleichgültig, ob mein Sergeant bereits einen Schritt vortrat, um mich aufzuhalten. Ich drückte mich gewaltsam an ihm vorbei und rannte zu meinem Bruder, der stöhnend vor Schmerz dalag und sich krümmte. Noch während ich mich neben ihm auf die Knie fallen ließ, riss ich meine Wasserflasche hervor und öffnete sie in der Annahme, dass er lediglich bei all der Anstrengung zu wenig getrunken oder zu viel von dem Schnaps zu sich genommen hatte.

Doch dann sah ich, wie er immer wieder nach seiner Brust griff und versuchte seine Uniformjacke aufzuhaken, was ihm mit den klammen Fingern nicht gelang. Entschieden schob ich seine Hände beiseite und löste ihm Uniformrock, Weste und Halsbinde, damit er besser Luft bekam.

„Wir müssen dich ins Lazarett bringen!“, flüsterte ich, kaum dass ich ihm den Uniformrock über die Schultern gezerrt hatte, damit sich die Hitze nicht mehr darunter staute, doch Etienne antwortete nicht. Erschrocken hielt ich ihn ein Stück von mir fort, um ihn anzusehen. Seine Augen blickten ins Leere.

Hilflos sah ich mich um. Blickte in die ausdruckslosen Gesichter meiner Kameraden, dann zu Edmond, der jedoch mit versteinerner Miene dastand und es nicht wagte, sich zu rühren. Schließlich zu Jeandin, der mit sichtlichem Interesse den Todeskampf meines Bruders beobachtete. „Wir brauchen einen Arzt!“, brüllte ich ihn an. „Mon Lieutenant, bitte lassen Sie für meinen Bruder einen Arzt rufen.“ Jeandin jedoch reagierte lediglich damit, dass er quälend langsam eine Augenbraue hob und sich sein Mund in stummem Amusement zu einem Lächeln verzog. Dann deutete er auf meinen Caporal.

„Beenden Sie das Theater. Es ruiniert mir die Freude an unserem kleinen Spiel“, bemerkte er geziert und drehte mir den Rücken demonstrativ zu.

Panisch packte ich Etienne am Kinn und schüttelte ihn. „Rede mit mir!“, schrie ich ihn an. Dann horchte ich nach seinem Atem, tastete an seinem Hals nach seinem Puls. Nichts. Wieder und wieder versuchte ich ein Lebenszeichen wahrzunehmen, bis mich plötzlich jemand am Kragen packte und von meinem toten Bruder fortzog.

„Hör auf mit dem Gezeter, du Hurensohn. Für den kannst du nichts mehr tun!“, fuhr mich mein Caporal an und zerrte mich so entschieden zu Boden, dass ich mit dem Gesicht im Schnee landete und diesen schmerzhaft einatmete.

„Schwächlinge und Feiglinge,“ hörte ich Jeandin noch sagen, ehe er sich mit seinem Burschen zum Gehen wandte. „Ich hatte es ja gesagt. Mit diesem Verhalten desavouieren Sie des Kaisers Armee. Eine Schande. Schafft den Leichnam weg!“

Noch während die anderen Soldaten, die sich nach den Strapazen kaum mehr auf den Beinen halten konnten, den Leichnam fortschafften, um abseits des Biwaks ein namenloses Grab für ihn auszuheben, gab Jeandin den Befehl, dass wir restlichen Soldaten abtreten sollten.

Ich rappelte mich auf und klopfte mir den Schnee von der Uniform. Edmond stand noch immer wie versteinert da und hielt sich die Hände vor das Gesicht geschlagen. Was ging nur gerade in ihm vor? Warum war er nicht vorher eingeschritten, als er sah, wie die jungen Soldaten litten. Fürchtete er Jeandins Zorn so sehr? Selbst jetzt... Er tat, als würde er uns kaum kennen. Als wären wir nichts weiter als irgendwelche namenlosen Kreaturen, über die er die Aufsicht führte. Kein Mitgefühl, eher Entsetzen über ein Ereignis, das ihn einen weiteren fähigen Soldaten gekostet hatte.

„Nun, wir sieben aus, was nicht würdig ist, die Uniform eines Grenadiers zu tragen.“ Jeandin rümpfte die Nase, als er sah, wie meine Kameraden sich mit dem Leichnam abmühten.

„Etienne Gauvain war einer der tapfersten Soldaten des Kaisers“, fuhr ich auf, doch er überhörte mich geflissentlich. Wer war ich denn auch schon, dass er mich wahrnahm! Ohnehin hatte ich in all den Jahren, in denen ich unter Jeandin diente, nie großen Kontakt zu ihm gehabt. Er war Offizier, er verkehrte nicht mit uns einfachen Soldaten. Während andere seines Ranges zumindest ab und an versuchten, sich bei ihren Männern, denen sie im Notfall blind vertrauen mussten, beliebt zu machen, indem sie für ihre Leute einstanden, ein wenig Interesse an ihnen zeigten, bekamen wir Jeandin nie zu Gesicht.

Damit hatten wir uns arrangiert. Niemand von uns hatte Interesse daran, auf die große Bühne zu treten. Besonders ich war froh über den Platz, den der Herrgott mir zugedacht hatte. Macht, Einfluss und Politik lagen mir nicht, weshalb ich auch kaum Ambitionen hatte, im Rang aufzusteigen. Das war Jeandin auch von all meinen Kameraden gewohnt. Ansonsten setzte es harte Strafen, die jeden Ungehorsam im Keim erstickten.

Doch dieses Mal war ich nicht in der Lage zu schweigen. Dieses Mal würde er meine Stimme vernehmen. Niemals würde ich zulassen, dass er den Ruf meines toten Bruders, meines geliebten Bruders besudelte, indem er ihn „eine Schande“ nannte.

„Sie widerlicher Schweinehund!“, schrie ich und stürzte auf Jeandin zu. Ich ballte die Faust und schlug ihm geradewegs ins Gesicht. Leider wich er mir recht behände aus, woraufhin ich seine Schläfe erwischte. Augenblicklich packte mich sein Bursche, ein kräftiger Kerl mit dem Körperbau eines Baumstamms, und zerrte mich von seinem Herrn fort. Jeandin, der nicht damit gerechnet hatte, dass irgendjemand jemals gegen ihn aufmucken würde, griff entgeistert nach der Stelle, wo ich ihn getroffen hatte. Eine kleine Platzwunde hatte ich ihm zugefügt und er betrachtete das Blut auf seinen Fingerkuppen.

„Mir erschließt sich noch nicht ganz, womit ich diese schmeichelhafte Anrede verdient habe, Junge.“ Jeandin nannte uns allesamt immerfort seine „Jungen“. Als wäre er ein liebevoller Onkel und kein Mann, der sich offenbar am Leiden und Sterben seiner Männer noch erfreute. Niemals hätte ich vermutet, dass sich solch eine finstere Seite in ihm verbarg.

„Was ist in Sie gefahren, mon Lieutenant? Sie haben das Leben meines Bruders auf dem Gewissen. Der Drill heute...“ Ich rang nach Luft, die Verzweiflung ließ meine Stimme brüchig werden, was mich ärgerte. Jeandin quittierte mein Gestammel mit einem blassen, aber von Spott gezeichneten Schmunzeln- und irgendetwas in mir setzte jäh aus. Ohne noch einmal nachzudenken, griff ich nach dem Grenadierssäbel meines Bruders, der noch neben mir im Schnee lag- die rote Dragonne wie ein blutiger Kontrast zum jungfräulichen Weiß. „Dafür will ich Gerechtigkeit und jage Sie ebenso zur Hölle, wie Sie das gerade bei meinem Bruder getan haben.“

Edmond starrte mich ebenso entsetzt an, wie die anderen Umstehenden. „Himmel, was machst du da!“, fauchte er und packte mich an den Schultern, nur um katzbuckelnd vor Jeandin zu treten. „Der Schmerz spricht aus meinem Bruder. Bitte vergeben Sie ihm seine unbedachten Worte.“

„Drei Brüder.“ Jeandin musterte uns mit neuem Interesse. „Ein Feigling, ein erfolgloser Unteroffizier und ein kleiner Bastard, der seinen Platz nicht kennt. Faszinierend.“ Er wandte sich an mich. „Forderst du mich gerade zum Duell, Junge? Ein einfacher Grenadier nimmt sich die Unverschämtheit heraus, einen Lieutenant herauszufordern. Du solltest dich dringend von so etwas Banalem wie Emotionen emanzipieren, wenn du Erfolg haben willst.“

„Das hat er nicht. Er weiß um seinen Platz.“ Edmond wollte mich von Jeandin fortziehen, doch ich schüttelte ihn ab.

„Ich will Vergeltung für den Tod meines Bruders. Sie haben ihn getötet. Also ziehen Sie Ihren Säbel, mon Lieutenant. Oder sind Sie ein Feigling?“

„Er ist übergeschnappt, dieses Bürschchen.“ Jeandin klatschte amüsiert in die Hände und trat einen Schritt auf mich zu. Ehe ich mich versah, griff er nach meinem Kragen und zog mich an sich heran. „Hast du eine Ahnung, wen du vor dir hast, Soldat? Hat dein Vorgesetzter es versäumt, dir Manieren beizubringen? Du kannst mich nicht fordern, das ist beinahe eine Beleidigung.“

Noch während er sprach, winkte er zwei seiner Männer heran. Soldaten, die ich kannte, mit denen ich zusammen gekämpft und marschiert hatte. Er befahl ihnen, mich zu ergreifen. „Schaffen Sie den

kleinen Schwachkopf in den Arrest. Nur Wasser für fünf Tage, dreißig Tage ohne Sold. Einen Eintrag in seinem Soldbuch vermerke ich. Ebenso im Soldbuch seines Bruders." Seine Augen blitzten auf, als er sich wieder an mich wandte. „Hast du das verstanden, du kleiner Scheißer? Wage es dich niemals wieder, mich auch nur anzusprechen, denn beim nächsten Mal lasse ich dich in Eisen legen.“

Ehe ich noch etwas erwidern konnte, ließ er mich abführen.

Jacelyn Garber